

(Nachdruck verboten.)

4)

Ich bekenne.

Roman von Clara Müller-Fahne.

Mitten im 48 zog ein Hause trotziger Bauern aus dem benachbarten Lenzburg vor das Rathaus zu Vellegarde, um sich den verschrieenen Demokraten als Seelsorger in das heimatliche Dorf zu holen. Zwei hatten sie ihn zum geistlichen Oberhaupt gewählt; zwei Mal hatten die Behörden ihm die Bestätigung verweigert.

Aber in Berlin hatten die Kanonen gesprochen. Und ein Sieber ging durch das ganze Land, daß alle Adern pockten.

„Wi wollen em — un wi kriegen em!“ — Und se kregen em.

Der Bürgermeister lief blaß vor Angst in das Rathaus. Nach Köslin und nach Stettin gingen Eilbriefe an die Regierung und das Konsistorium ab

Die Zeit war böse, und die klugen Leute schickten sich in die Zeit.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage 1848 hielt mein Vater seine erste Festpredigt im Gotteshaus zu Lenzburg.

Im Schiff der Kirche standen die Bauern, schluchzend vor Andacht und Zerknirschung. Und die stattlichen Bäuerinnen saßen in den Bänken und sangen mit schallender Stimme ihr: Halleluja! — Zu diesem Weihnachtsfest hat meine Mutter nicht nötig gehabt, selbst Kuchen zu backen.

Siehst Du, meine Seele, so ist es denn wieder das Gesetz der Vererbung, das mir je und je im Blut gespukt hat.

Und trotz alledem war ich ein blindgläubiges Kind. Ich habe mit den Seelen meiner Toten, namentlich mit der meines über alles geliebten Bruders, Zwiegespräche gehalten, habe sie in leuchtend weißen Kleidern unter goldfruchtbehangenen Märchenbäumen lustwandeln sehen Ich habe nach Anhörung von Passionspredigten, von Mitleid und Zerknirschung geschüttelt, nächtelang nicht schlafen können und habe im Halbtraum die Wundenmale des Heilands geküßt. Ich hatte die feste Ueberzeugung, daß ich eine große Sünderin sei; gleichzeitig aber lebte die tröstliche Zuversicht, daß alle meine Sünden mir liebevoll vergeben seien, ein strahlendes Leben in meiner Seele. Und dieser ganze glückliche Glaube erlosch in dem einen Augenblick, als mein Vater starb. Nach seinem plötzlichen Tode ging eine seltsame Wandlung in mir vor. Mich packten grausame Zweifel an der Vatergüte Gottes. Damals sind meine religiösen Gedichte entstanden. Heimlich geschrieben und schon versteckt, — wie alle anderen:

„Alles, was noch durch das Trübe
Leht empor den matten Blick:
Alle wahre Herzensliebe,
Alles reine Menschenglück,
Alles, was noch Himmelstöne
Beck, dem ew'gen Tod ein Spott,
Alles wahrhaft Gute, Schöne:
Unser Geist ist unser Gott!“

So hab' ich in jenen Jahren gesungen, als ich nach meines Vaters Tode im Hause meines Vormundes weilte, seines Studiengenossen und Lebensfreundes, von dem ich Dir gesprochen habe. Mit dessen Tochter schloß ich eine schwärmerische Freundschaft. Alles, was an Phantastereien und Ueberspanntheiten in einer jungen Seele schlummert, schoß unter der Sonne dieser Freundschaft üppig in Blust. Marie war sechs Jahre älter als ich, anmutig, unschwärm, oberflächlich und sie behandelte mich wie ein erwachsenes Mädchen, wie ihresgleichen.

Ich bin frühzeitig gereift, mein Liebling. Tod und Sorge, Arbeit und Tränen und auch diese Freundschaft haben ihre sengenden Strahlen über meinen Lebensweg ergossen.

Arme Marie!

Das aber gehört in ein anderes Kapitel.

An einem leuchtenden Julitage war es und ich ein Kind von dreizehn Jahren, das mit tränengefülltem, begehrlischem Blick in die blühende Weite schaute. An einem Julitage war es, als die Sonne hoch am blauen Mittags-himmel stand und die ganze Erde in einen Rausch von Gold und Farbensgluten tauchte:

Da fiel der zweite Schatten Deines Daseins in mein Leben.

Meine Mutter wurde krank. Krank von dem Kummer, den Aufregungen und Sorgen des Gnadenjahres; sie war — eine Folge der blinden Güte meiner Eltern — nicht nur mittellos, sondern erheblich schuldenbelastet zurückgeblieben. Dazu stand sie in schweren, bedenklichen Jahren. Nun war ihr ein junger Arzt in dem nahen Provinzstädtchen als besonders tüchtig und geschickt empfohlen mir dann Sommertage in die Stadt.

Im Privatzimmer eines dortigen Hotels hab' ich meine Backfischliebe zum ersten Mal gesehen.

O Du!

Ich lege meine Arme fest um Deinen Hals, meine Liebe, mein Leben — mein Heiland Du! Und lieblich war es doch, dies erste plötzliche, ungeahnte Erwachen der Neigung in mir.

Der Neigung: nicht des Weibes. Das Weib in mir hat wunderbarerweise noch jahrzehntelang geschlafen.

Und der Erste ist uns niemals der Geliebte. Wir müssen auch die Liebe erlernen, wie jede andere Kunst; und sie ist eine gar schwere Kunst, die Lebenskunst des Weibes.

In dem großen Kampf unserer Tage, den die Frauen gegen Unverstand und Brotneid, gegen Vorurteil und auch gegen einen irregeleiteten Idealismus für ihre Menschenrechte auszufechten haben, stehe ich in der vordersten Reihe.

Aber das erste Recht der Frau ist das Recht auf Liebe.

Nicht das Recht auf den Besitz des Geliebten, nicht das Recht auf das Geliebtsein, sondern das Recht auf das Lieben selbst.

Und so war denn auch meine erste Liebe das Lieben allein, nicht das Geliebtsein.

Ich war ein Kind an Leib und Seele, und er hat von meiner kindlichen Neigung wohl niemals einen Laut erfahren.

Als ich an diesem Juliabend heimkehrte in mein Dorf, da sangen alle Stimmen der blühenden Gotteswelt in mir.

Wie ein elektrischer Schlag hatte die Neigung mein ganzes Wesen durchzuckt

Ich wußte, daß ich liebte. Und das machte mich stolz, glücklich und sterbenstraurig zu gleicher Zeit.

Und wieder trat der tragische Konflikt wie eine Schädigung in mein junges Empfinden.

Während ich aus den Sommerferien, die ich daheim bei meiner kranken Mutter hatte verleben dürfen, in das Haus meines Vormundes, bei dem ich Religionsunterricht genoß, wieder zurückkehrte, lag Marie in Bellegarde bei ihrer dort verheirateten Schwester an einem typhösen Fieber schwer darnieder.

Abrecht war auch ihr Arzt.

Sie war ihrer Natur nach kokett, liebenswürdig und verliebt. Es hat wohl niemals etwas Ernsthaftes sich zwischen ihnen abgespielt. Doch Marie schrieb Tagebücher, in denen sie ihren Empfindungen für den jungen, stattlichen Mann den schwärmerischsten Ausdruck verlieh.

Und diese Tagebücher gab sie mir zu lesen.

Ich hatte keine Tagebücher geschrieben. Aber Lieder. So tauschten wir unsere Gefühlsergüsse aus und steigerten dadurch unsere Bekehrung für den einen Mann in's Grenzenlose.

Diesem Liebesfieber gefellte sich bei mir eine Art religiösen Wahnes. In den Wochen vor meiner Konfirmation las ich die ganze Bibel durch, Wort für Wort. In mein Liebelfenster sang des Nachts die See. Nächtelang habe ich mit meinem Gott gerungen

Und an meinem Konfirmationstage fand ich das befreiende Wort. Ich betete an

„Nicht jenen Gott, den Menschenknecht
In hoher Wölbung hingemalt,
Daszepter in erhobener Hand,
Die Stirn von goldenem Licht bestrahlt —
Nicht jenen, blutend dort und bleich,
Auf fahler Lippe der Liebe Ruf:
Ich bete an den schönsten Mann,
Den Gott zu seinem Bilde schuf“

Anbetung war mein Lebenselement. Und da ich den Schöpfer verloren hatte, so betete ich das Geschöpf an

Heute weiß ich es besser: ich kniete doch vor dem Wilde Gottes. Ich folgte unbewußt dem uralten heiligen Lebens-

Orang, den der Dreimalheilige in die Brust eines jeden Lebewesens gesenkt hat: dem Trieb nach Fortpflanzung und Unsterblichkeit.

An meinem Konfirmationstage trug ich ein schwarzseidenes Schleppegewand mit offenen, spitzenunterlegten Ärmeln, das aus einem Anzug meiner verstorbenen Schwester für mich zurecht geschneidert worden war. Das Haar hatte ich in Locken aufgesteckt, in denen ein goldener Kamm prangte und eine lila Schleife. Durch fußtiefen Schmutz stieg ich den Hügel hinan, auf dem das weiße Kirchlein stand, das den Schiffern als Wahrzeichen dient bei Nebel und Sturm. Meine Mutter hatte sich soweit erholt, daß sie an meinem Ehrentage anwesend sein konnte. Sie saß im Pastorengestühl und sah mit Tränen in ihren lieben erblichenen Augen zu mir herüber. Die fünfmalten Kirchenfenster, und alle Gipspuppen auf dem Altare lachten mir.

Mein Vormund gab mir einen Segensspruch ins Leben mit:

„Die Du verloren hast, sie schauen auf Dich nieder. Sei immer fromm und gut, so siehst Du sie einst wieder.“

Fühlst Du seinen Segen über meinem Haupte, Liebling? Er war ein guter Mensch, dessen Segen mich durch harte und bittere Kämpfe geleitet hat — bis zu Dir!

In Dir hab' ich alles wiedergefunden, was ich verloren hatte.

Und nun soll niemand mehr mich segnen, denn Du allein. Nach der Konfirmation zog ich das Seidenkleid aus und legte das Wappkleid wieder an. Und stand, ein vierzehnjähriges Kind, dem Leben wehrlos gegenüber.

Als erster Feind hat mich der Typhus dann gepackt. Den Keim zu der tödlichen Krankheit hatte ich mir wohl an Mariens Krankenlager geholt. Zum Ausbruch ist sie durch eine rasende Fahrt gekommen, die ich mit Marie vom Bellegarder Bahnhof nach Lenzburg machte.

Die Pferde scheuten vor der Eisenbahn. Von einer Straßenseite zur anderen, von dem einen erleuchteten Fenster zum gegenüberliegenden prallend, rissen die flüchtigen Tiere den alten Kutschwagen wie ein schwankendes Boot mit sich fort. Marie wollte in ihrer Todesangst aus dem Wagenschlag springen, und nur mit Anstrengung all' meiner Kräfte erreichte ich's, ihren Arm herunterzudrücken und das Aufreizen der Tür zu verhindern. Der Kutscher lag weit zurück im Wagen, um die Pferde an der Leine halten zu können. Richter huschten vorüber, auf der Straße schrieten die Leute. Und weiter, immer weiter ging es, bis in die starrende Finsternis.

Ich drückte die Widerstrebende mit eisernem Arm tief in die Wagenpolster hinein.

Dann kam ein heftiger Ruck, der Kutscher richtete sich empor.

Ein Soldat hatte die Zügel gefaßt. Der Fuß des einen Pferdes hatte ihn hart getroffen. Doch er stand wie ein Mann. Und schweißbedeckt, zitternd und schnaufend standen die Tiere still.

Ich gab Marie aus meinen Armen frei. Mit irren Augen blickte die Verängstigte um sich.

Von meinem Ärmel hingen die Fäden herab, das Blut floß in schweren Tropfen nieder. Am anderen Tage hatte ich Fieber, am dritten Tage konstatierte Dr. Albrecht den Ausbruch des Typhus bei mir.

Er war auch mein Arzt.

Als ich aufstand von einem wochenlangen Krankenlager, hatte ich das selige Bewußtsein, daß ich ihm mein Leben danke. Dann kam der Winter, mild und weich wie selten einer. Am heiligen Abend holte ich die schlanke blaue Tanne, die Vater noch gepflanzt, als Christbaum in die Stube. Und in den Weihnachtstagen blühten auf dem Rondel vor dem Pfarrhause die Schneeglöckchen.

Einen Schneeglöckchenstrauß habe ich als letzten Heimatgruß in das neue Leben mitgenommen.

Die Wahrheit soll ich Dir schreiben — auch in der kleinsten Einzelheit? Unbedeutend sei Dir nichts?! — O Du, die Wahrheit ist so traurig und brutal.

Meine Mutter hatte eine Witwenpension von 113 Talern jährlich. Für mich erhielt sie 108 Mark Erziehungsgelder. Als ihr dieses Geld ein Jahr lang ausgezahlt war, stellte sich heraus, daß ich bereits konfirmiert gewesen war, als wir unser neues Heim in Bellegarde bezogen hatten. Und meine Mutter mußte die 108 Mark an die Behörde wieder zurückzahlen.

Jetzt konnte ich für mich selber sorgen. Erzogen war ich.

Schwach und bleichsüchtig, wie ich war, hab' ich's mit der Erteilung von Privatstunden versucht. Meiner ersten Schülerin mußte ich bei Erlernung der französischen Sprache behülflich sein. Sie besuchte die erste Klasse der Töchterchule und war fünfzehn Jahre alt.

Und als ich dann den ersten selbstverdienten Taler erhielt — o du seliger Tag! Ich drehte das Silberstück um und um in der Hand, besah es von rechts und von links. Das Bildnis Friedrich Wilhelms IV. war darauf. Die Jahreszahl habe ich vergessen. Ich brachte den Taler meiner Mutter.

Das war mein Lohn für acht Stunden der Qual. Für acht Stunden des Alarmens und Einpaufens, während draußen die Maiensonne glühte und die Gärten im Blüten.

Und neben den Privatstunden, die ich erteilte, nahm ich solche bei einer dortigen Lehrerin. Französisch und englisch. „Et“ übertrug ich in deutsche Zäunen. Auch Rechenstunden erhielt ich bei einem Elementarlehrer an der Bürgerschule. Ich war für eine Freistelle in der Handelsschule des Heimathauses für „Töchter höherer Stände“ in Berlin notiert.

Lehrerin wäre ich lieber geworden. Aber Dr. Albrecht erklärte, das Unterrichten würde mein sicherer Tod sein. Und meine Mutter, die drei Kinder an der Schwindsucht verloren hatte, hätte mich auf diesen ärztlichen Entscheid hin niemals auf das Seminar gehen lassen.

O diese Jahre, Liebling: so bitter und so süß! Albrecht ging fast täglich bei uns ein und aus, und meine kindlich schwärmerische Neigung umflocht sein dunkles Haupt mit einem sonnigen Heiligenschein.

Heute, in Deinem Lichte geschaut, erscheint er mir der fade Durchschnittsmensch, der er in Wirklichkeit gewesen ist. Damals war er für mich der Stern, der meine Blicke über das alltägliche Treiben hinaus erhob.

Du, mit fünfzehn Jahren bin ich hübsch gewesen, glaubst Du's? Heut' weiß ich es. Damals kam ich mir entsetzlich häßlich vor, weil ich kein Puppengeßicht hatte; und ich habe unter dieser Vorstellung sehr hart gelitten.

Meine arme Mutter hat schwere Tage damals durchgemacht. Sie hat gerungen, gesorgt und geschafft, um es zu ermöglichen, daß einige Strahlen der Jugendfreude auf meinen Weg fielen.

Und nicht die geringste Rolle bei all' den Entbehrungen, die wir uns auferlegen mußten, hat damals schon der Gedanke gespielt: „Wenn sie eine gute Partie machte!“ — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Volksschulraum.

Musteraufsatz von Fritz Stuf, königlich preussischem Ministersohn.

Ich besuche mit Gottes Segen die Volksschule nicht. Papa ist Minister der Volksschule. Aber Mama sagt immer: Was die Diensthofen lochen, können die Herrschaften essen, was aber die Herrschaften lochen, ist nur gut für die Diensthofen. Darum gehe ich nicht in die Schule, die Papa macht. Kinder von Ministern können sie nicht vertragen. Sie ist für das Volk da; deshalb heißt sie auch Volksschule. Aber Papa hat mir gesagt, wie alles ist. Ganz genau hat er's mir gesagt. Da Papa es richtig wissen muß, will ich einige Worte über den Volksschulraum verkieren.

Der Schulraum besteht aus vier Wänden. An der einen hängt die große schwarze Tafel, an den anderen die Ehre des christlichen Staates.

Es gibt aber gute und schlechte Schulräume. Auf dem flachen Lande sind sie gut, in den großen Städten sind sie schlecht, in Berlin sind sie sogar ekelhaft. Die Schulräume werden auf dem Wege von Magdeburg nach Rußland immer besser. In Ostpreußen sind sie so vorzüglich, daß in einem einzigen Zimmer oft 150 Kinder Platz finden. So begehrt sind die guten Schulräume. Am besten sind sie, wenn nebenan der Schweinestall ist. Denn das arme Volk muß den Sinn für die Natur bewahren. Auch muß es im Sommer durchregnen, daß die Pilze drin wachsen, und im Winter rauchen und ziehen. Denn das arme Volk darf nicht verweichlicht werden. Die allerbesten Schulräume sind, wo die Kinder immerzu nicht reingehen, weil sie auf dem Felde arbeiten müssen. Papa sagt: Halbgebildung ist vom Uebel.

Darum lernen die Kinder in den guten Schulräumen, wo die Ehre des christlichen Staates an drei Wänden aufhängt, nur Katechismus, Bibelsprüche und Gesangbuchverse. Rechnen haben sie nicht notwendig. Denn der gnädige Herr rechnet den Lohn immer richtig aus. Auch das Schreiben sollen sie nicht sich aneignen. Denn manche armen Leute, wenn sie schreiben können, werden hochmütig, und setzen was in die Zeitung, was Papa immer ärgert. Denn sie setzen es nie in den „Solalanzeiger“, den Papa immer liest, sondern in Blätter, die Papa immer ärgern, worauf er aber ausspuckt. In den guten Schulräumen wird auch

nicht gelesen. Sonst liest das Volk schlechte Schriften und wird wild gegen die Obrigkeit. Mancher will sogar weniger arbeiten und mehr essen. Das sind die, wie Papa gesagt hat, verfluchten Sozialdemokraten.

Sehr gut sind die Schulräume in Posen. Dort kommen die kleinen Kinder als ganz gemeine Polenknäuel hinein. Wenn sie aber rauskommen, haben sie blaue Flecken und singen in preussischer Sprache: Ich bin ein Preuße. Es ist ein großes Wunder, aber der Schulraum ist gut.

Die schlechten Schulräume sind in den Städten. Darum gehen auch nur 60 Kinder hinein, und ist kein Schweinestall dabei, was die Bevölkerung von der Landwirtschaft abwendig macht, was die Grundlage des Staates erschüttert.

Die schlechten Schulräume gehören meistens dem Oberbürgermeister. Der Oberbürgermeister ist mit Papa nicht verwandt und darum keine vornehme Familie. Der Oberbürgermeister ist auch untergeordnet. Papa sagt: Er kann nicht mal Vollblut von Hasblütern untergeordnet. Ich ein Mann will mitreden. Es ist notwendig, daß ihm der Grüntische... Dann quetscht er. Aber es schadet nichts. Er gewöhnt sich bald.

Auch in die schlechten Schulräume gehen bloß die Kinder der gemeinen Leute. Sie haben es nicht besser verdient. Die Obrigkeit aber sorgt, daß auch in den schlechten Schulräumen die gewöhnlichen Kinder viel Religion lernen. Aber, Papa sagt, es nützt nichts. Die Großstadt gereicht dem armen Volk zum Verderben. Darum müssen sie immer mehr Religion lernen.

Der schlechte Schulraum ist aus Ziegelsteinen gebaut, die Sozialdemokraten gemacht haben. Auch die Maurer sind Sozialdemokraten. Auch die Zimmerleute sind Sozialdemokraten. Auch die Anstreicher sind Sozialdemokraten gewesen. Es ist schrecklich. Der Schulraum ist aus schlimmen Händen gekommen. Der Teufel hat ihn gebaut. Aber sogar die Kinder, die reingehen, sind Sozialdemokraten. Der Vater läutet und die Mutter schimpft. Das Volk setzt noch Kinder in die Welt, wie Mama sagt, wenn sie glaubt, ich bin nebenan. Aber ich bin nicht mehr so dumm. Ich weiß sehr gut, was das bedeutet. Ich möchte nicht von solchem Volk in die Welt gesetzt sein.

Papa sagt: Da kann nur das liebe Christentum helfen. Sie sollen den König ehren, und die Obrigkeit fürchten und ihren Brotgeber preisen. Manche kleine Kinder von dieser Gesellschaft sind so sozialdemokratisch, daß sie ohne Frühstück in die Schule kommen. Das gemeine Volk ist niederknäckig. Papa sagt, wenn die Sozialdemokratie regiert, kriegt ich nichts zu essen und muß betteln gehen. Ich begreife nicht, warum die Kinder des armen Volkes nicht lieber essen, statt Sozialdemokraten zu sein.

Die Obrigkeit hat alle Hände voll zu tun, um diese schlechten Schulräume auszubessern. Vormittags werden die Schulräume kräftig geheizt. Die Wände, die, wie Mama sagt, Ohren haben, hören nur vom lieben Gott, von den guten Königen und dem christlichen Staat. Aber wenn der Schulraum geschlossen ist, dann kommt der Bürgermeister und sagt, der Schulraum gehört ihm und er kann machen, was er will. Manchmal kommt sogar ein Lehrer nachmittags rein, der hat einen roten Bart und struppige Haare und sagt den Kindern, daß es keinen lieben Gott gibt. Das darf die Polizei nicht erlauben. Papa ist jedesmal wütend. Ich glaube ja auch, daß es mit dem lieben Gott ist wie mit dem Klapperstorch. Ich weiß ganz genau, daß der Klapperstorch mich nicht gebracht hat, weil es in Berlin gar keine gibt und die aus dem Zoologischen Garten nicht rausgelassen werden. Aber das gewöhnliche Volk muß an den Klapperstorch glauben. Sonst wird es unstilllich. Darum hat seine Majestät Wilhelm der Große gesagt: Die Religion muß dem Volke erhalten werden. Papa hat auch ganz recht, wenn er den Bürgermeister rauschmeißt aus dem Schulraum und sagt: Die Wände dürfen außerhalb der Schulzeit nichts Unheiliges hören.

Wenn der schlechte Schulraum sehr groß ist, nennt man ihn eine Turnhalle. Nur gute Christen dürfen turnen. Polen und Sozialdemokraten müssen auch raus. Papa sagt: Schon vor 100 Jahren wollten die Turner den Staat umstürzen und die deutsche Einheit machen, bevor es die Obrigkeit erlaubte. Das darf nicht wieder vorkommen. Wenn die Polen und Sozialdemokraten turnen, so stecken sie frech das Hinterteil hervor und Papa sagt immer: Die Kerle bilden sich gewiß ein, ich stehe dabei. Also hat Papa wieder recht, daß er die Turnhallen nur für die Anhänger des christlichen Staates erlaubt.

Aber ich glaube: Papa hat auch noch nicht Traute genug. Die Sozialdemokraten müssen auch vormittags aus der Schule raus. Sozialdemokraten dürfen überhaupt nicht in die Schule gehen. Dann können sie den „Vorwärts“ nicht lesen, weil sie nicht buchstabieren gelernt haben, und fordern nicht immer mehr Lohn, weil sie nicht rechnen können. So muß es werden. Dann hat jedermann an dem Schulraum Freude. Dann gehe ich vielleicht auch in die Volksschule. — J o c.

Kleines feuilleton.

tg. Herr Bilderling. Herr Anton Sebald Bilderling, Leiter der Rosenzweigen-Abteilung im A. scher Warenhaus, legte plötzlich die Zigarre auf den Aschenteller, nachdem er mit einem tiefen, tiefen Zuge zugefugen von ihr Abschied genommen. Dann erhob er sich mit einem Seufzer und einiger Anstrengung aus dem ehemals grünen Plüschsessel, der das Schmuckmöbel seiner Junggesellenwohnung

bildete, und begab sich mit sorgengeführter Stirn an den Kleider-schrank. Die besten Stücke holte er heraus und begann, sich langsam von Kopf bis Fuß in die Farbe der Feierlichkeit zu hüllen. Jedes Hofenbein preßte ihm einen Seufzer aus, tiefer, schmerzlicher als gewöhnlich. Herr Bilderling hatte — zum erstenmal in seinem Leben — seelische Kämpfe zu bestehen. Um ein Mädchen natürlich. Selbstamertweise, besser gesagt. „Der schöne Sebald“ kannte in dem Punkt sonst keine Kämpfe. Die leichtsten Dämchen, um die er sich gewöhnlich mühte, waren ihm wie Vögel auf den Reim geschwifft. Und schließlich trennte man sich im besten Einvernehmen. Nun mußte so ein kleines, schmales, siebzehnjähriges Kinder Gesicht kommen, Stirn und Wangen mit gelben Loden umrahmt, wie von einer grotesken Perrücke — und die ganze Weltanschauung des Herrn Anton Sebald Bilderling erlöste sich als brüchig. Die kleine Gertrud Eberhard verschämte Varieté und Zirkus, Theater und Oper — und vor allem: die Ehre und das Vergnügen, mit ihrem Abteilungs-vorsteher eine Loge zu teilen. Dabei gehörte Herr Bilderling freilich wegs zu den „alten Kraxlern“, im Gegenteil: auf seinem breiten Rücken lasteten eben dreißig und einig... Und was den Scheitelpunkt auf der Schädelbede anlangte, so konnte man allenfalls von einer „Lichtung“, durfte aber nimmermehr von einer „Platte“ sprechen.

Vor einigen Wochen hatte das mit der seelischen Krise seinen Anfang genommen. Als sich nämlich herausstellte, daß Herr Bilderling mit seiner Juneigung an die Unrechte gekommen war. Gertrud Eberhard tat freundlich und heiter ihre Pflicht im Geschäft, aber ebenso freundlich und heiter wies sie alle Annäherungsversuche des Vorstehers zurück. Herr Bilderling fühlte sich gekränkt, sehr gekränkt. Es war ihm wie eine Beleidigung. Er zog sich dann in Stolz und Unnahbarkeit zurück. Auch das tat keine Wirkung. Er näherte sich wieder und legte jeden Tag einen anderen Schlip an — vergebens. Er lud Gertrud zu einem Ausflug mit einer Automobildroschle ein — umsonst. Alles versagte und sein Begehren wuchs. Dazu redete die eigene Eitelkeit fortwährend auf ihn ein: Anton Sebald Bilderling, der „Unwiderstehliche“ — so nannten ihn die Bekannten — dieser Anton sollte verzichten müssen? Er, der sonst nur zugugreifen brauchte?

In Wahrheit hatte Sebald schon öfters Körbe beisehen, aber dann hatte er aus der Not eine Tugend gemacht und sich eingebildet, er habe den Geschmack an der einst Begehrten verloren.

Diesmal lag die Sache anders. Herr Bilderling geriet um den gelben Lodenkopf in eine immer tiefere Verzweiflung. Sein Verstand triebte sich zusehends und sein Körpergewicht verminderte sich. Sebald litt.

Heute, an einem Sonntage, hatte die Krise ihren Höhepunkt erreicht. Zwischen Fisch und Gänsebraten — Sebald oh im Pakenhofer zu Mittag — entschloß er sich jäh, zu heiraten. Beim Skopot entsetzte er sich über diesen Gedanken, nannte ihn wahnsinnig und bekam Furcht vor sich selber. Zu Hause, im Plüschsessel, erwog er noch einmal die Idee. Seine Absicht war schon lange, sich in einer kleinen Stadt selbständig zu machen. Schließlich war eine geschäftsfähige Kundin Hausfrau nicht zu verachten. Und Gertrud bildete nicht nur ihrer Schönheit, sondern auch ihrer Geschäftsgewandtheit wegen die Perle seiner Abteilung.

Also: Herr Bilderling schlüpfte in den langen schwarzen Gehrock, zog den Wintermantel mit Pelzbesatz hinüber, stülpte sich einen Zylinderhut auf das pomadierte Haar und ging, während er die Glacés zuknöpfte.

Querst sollte ihn eine Droschke nach der Vorstadt befördern, wo Eberhards wohnten. Dann aber entsann er sich, daß die Wohnung auf dem Hofe liege; man würde seine Ankunft also aus den Fenstern doch nicht bewundern können. Außerdem: unterwegs überdachte man den gewagten Schritt besser noch einmal recht gründlich. So schritt er in den hellklaren Freitags hinein. Zuweilen kam ein Zögern über ihn und er hätte sich gern seitwärts in eine Aneipe geschlagen, aber dann stand der gelbe Lodenkopf mit den rosigen Wangen plötzlich vor ihm — und lächelte ein wenig ironisch. So stieg die Eitelkeit stets wieder.

Je mehr Herr Bilderling sich mit seinem Vorhaben befreundete, desto edelmütiger erschien er sich. Es war ein starkes Stück, gewiß. Aber die Rolle lockte. Er kam sich allmählich vor wie der Prinz im Märchen, der das Aschenbrödel zu erlösen sich anschickte. Es mußte ja wie ein unglaubliches Staunen, wie ein Leuchten über die Gesichter gehen, wenn er eintrat in die bescheidene Behausung...

Als er die abgetretenen Treppenschritte in dem dunklen Hinterhaufe emporgefragte war, vor der Wohnungstür stand und das Messingschild las: „August Eberhard, Tischler“, wankte noch einmal sein Entschluß.

Aber da hatte er auch schon mechanisch die Glocke gezogen; eine Frau erschien und lud ihn in die Stube; ein ällicher Mann erhob sich am Fenster, Zeitung und Pfeife in der Hand und antwortete auf seine Vorstellung: „Sehr angenehm. Sehen Sie sich.“ Und daran knüpfte er gleich die besorgte Frage, ob etwa im Geschäft etwas vorgefallen.

„Nein.“ Sebald richtete sich imponierend auf. „Ich komme, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten.“

„Nanu!“ Eberhard nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Herrje!“ Seine Gattin schlug die Hände zusammen.

„Das wundert Sie, was?“ Sebald konnte sich. „Ich kenne keine Vorurteile, Herr Eberhard.“

„Vorurteile?“

„Ich meine: was den Standesunterschied anlangt.“

„Ach so,“ sagte Eberhard und lächelte. „Wenn's Ihnen man nicht leid wird.“
„Wir sind arme Leute,“ gab seine Frau zu bedenken.
„Gewiß, das ist unangenehm.“ Sebalb lächelte verzweifelt.
„Aber die Liebe“ — er stockte — „die Liebe fragt nicht nach Geld und Gut.“

„Das ist viel,“ meinte der Alte und blies einen dünnen Rauchkreisen in die Luft. „Bei den teuren Opernhaus-Preisen!“
Eine Blutwelle schoß in des Freiers Gesicht. „O —“
Eberhard winkte: „Lassen wir das. — Sie sind also mit Trude einig?“

„Einig?“ Sebalb riß die Augen auf. „Einig?“ Dann erhob er steif das Genick: „Ja meine, wenn ich herkomme und erkläre: Ich nehme Ihre Tochter als Frau —“

„Zum Heiraten gehören zwei,“ belehrte ihn Trudes Mutter.
„Und von Ne h m e n ist gar keine Rede,“ sagte Eberhard.

„Erlauben Sie mal. Das wäre doch — ich meine: das ist doch gerade wie das große Los, hier hinten zwei Treppen auf'm Hof.“
„Wilderling was...“

„Das heißt!“ Frau Eberhard stemmte die Arme in die Seiten.

„Haben wir Sie eingeladen?“
„Ruhig, Mutter.“ Eberhard ging in langsamen Schritten zur Tür: „Trudel!“ Und kehrte um: „Vielleicht macht sie das Geschäft mit Ihnen.“

Trude kam aus der Küche, lachend wie immer. Auf den ersten Blick ein großes Erstaunen: „Herr Wilderling!“

„Ja.“ Sebalbs Stimme zitterte noch vor Entrüstung. „Ich will Sie heiraten, Fräulein Gertrud. Mehr können Sie doch nicht verlangen?“

„Ich verlang's ja gar nicht!“ lachte Trude.
„Es ist mein heiliger Ernst! Ich habe Sie sehr gern.“

„Sie machen ja Spaß.“
„Wirklich nicht!“

„Ja und Sie?“ Gertrud wies mit dem Zeigefinger auf sich und ihn. „Ist ja Unsinn.“ Sie lachte bis zu Tränen.

„Aber warum denn?“ Sebalb verlor seine Sicherheit.
„Sie sind ja viel zu fein für mich.“ lachte das Mädchen.

Sebalb wuchte im ersten Augenblick keine Antwort, weil er ebenso dachte. Dann fiel ihm aber etwas ein, was er irgendwo gelesen hatte: „Ich hebe Sie zu mir empor.“

„Ne“, sagte Eberhard und klopfte ihm mit der Pfeife auf die Schulter. „Das lassen Sie man. — Also, wir sind fertig, nicht wahr?“

Sebalb griff mechanisch nach Hut und Handschuhen. In seinem Kopfe wirbelte es. Born, Scham, Entrüstung drängten zum Ausdruck, aber er brachte vor Ueberraschung kein Wort heraus.

Ohne Abschied genommen zu haben, stand er plötzlich auf der Treppe. Unbegreifliches war ihm widerfahren.

An diesem Tage wurde Herr Anton Sebalb Wilderling irre an der Welt und an dem Zauber der eigenen Persönlichkeit. Begriiffen hat er den Storb nie. —

— Die **Mehlsuppe**. In diesem Jahre, so wird dem „Darmstädter Täglichen Anzeiger“ aus Oberhessen geschrieben, beginnen die Hausfleischungen etwas früher, da wegen der geringen Kartoffelvorräte die Schweinemast abgekürzt werden muß. Die uralte Sitte, zu der sogenannten „Mehlsuppe“ eine ansehnliche Zahl Freunde und Bekannte einzuladen, kommt immer mehr in Wegfall; nur in ganz abgelegenen Orten wird der alte Brauch noch beibehalten.

Gerade in der Umgegend Siegens, namentlich aber in G., hatten die Gastereien bei der Mehlsuppe einen solchen Umfang angenommen, daß sogar am nächstfolgenden Abend auch noch die Frauen geladen wurden, um außer Kaffee und Kuchen auch noch die verschiedenen Würstsorten zu proben. Einmal hatten bei einer Mehlsuppe die Gäste so tapfer eingekauft, daß der Hausherr sehnüchtig die Stunde des Aufbruches erwartete. Endlich zogen die satten Schlemmer ab. Der Gastgeber geleitete sie mit dem Licht in der Hand bis zur Haustüre. Da wendet sich der eine noch einmal um und sagt: „Das Licht hält Du Dir spar'n könne, m'r härrn ach so de Weg gefunne!“

„Ach, 's gält mer ja net wege Euch,“ gab er darauf zur Antwort, „ich wollt' nur mei'm Säuche noch amol leuchte!“

Theater.

Schiller = Theater N. „Die Haubenlerche“. Schauspiel in vier Akten von Ernst v. Wildenbruch. „Die Haubenlerche“ stammt aus der Zeit naturalistisch-dramatischer Hochkonjunktur vor etwa anderthalb Jahrzehnten. Sudermanns „Ehre“ mit ihrer Kontrastierung von Vorderhaus und Hinterhaus mag den Anstoß zu dem Stück gegeben haben. Aber wenn da in den parfümierten Reden des Grafen Kraft eine gewisse skeptische, auflösende Tendenz hervorstrahlte, kann Wildenbruch den Stich ins Ideologisch-Konservative auch hier nicht verleugnen. Sein Fabrikant flücht über von Edelmut und Arbeiterfreundlichkeit, und noch charakteristischer ist die Gegenüberstellung des brav-zufriedenen Wirtsgesellen, der wie Johann der muntere Seifenfabrik für seine Arbeit schwärmt, und des ewig verdrossenen Faktors Ale Schmalenbach, der seinen giftigen Neid boshafterweise noch durch die Lektüre von Arbeiterblättern nährt. „Vollständiger“ im alten Sinne des Wortes ist wie die biedermännische Moral auch die Charakteristik, Aufbau und Handlung; alles wird laut, mit starker Unterzeichnung des Bösen und des Guten, herausgesagt, und, auf daß die in höchst

schlüpfrige Bahnen gelockte Haubenlerchen-Lugend am Schluß dennoch triumphiere und einen ehrenfesten Bräutigam erhalte, schreckt Wildenbruch vor keiner, noch so argen Gewalttätigkeit zurück. Zumeist, die Bühnensicherheit, womit der schwerterraselnde Quigov- und Hohenzollern-Dichter auf einem gänzlich fremden Stoffgebiet in dieser Stilart sich bewegt, ist überraschend. Das Drama hat ganz unberhältnismäßig mehr Theaterblut als Sudermanns beruhmt gewordener Erstling. Auch in der Psychologie steckt mancher gut und scharf gesehene Zug; es wirkt sehr echt, daß die kleine, unschuldig-lustige Lene, die, wider Willen zur Braut des Fabrikanten avanciert, vor dem Mustermenschen eine unüberwindliche Scheu empfindet, an den saden Späßen und Vertraulichkeiten seines windigen Herrn Bruders ein so ausbündiges Vergnügen hat und darüber die Liebe zu dem wackeren Wirtsgesellen um ein Haar vergessen hätte.

Die Aufführung bot durchweg abgerundete, fein aufeinander abgestimmte Leistungen. Gusti Becker war eine allerliebste, ebenso natürlich in ihrer darstellenden Kraft wie in der angst-ebenfalls natürlich in ihrer darstellenden Kraft wie in der angst-ebenenfalls natürlich in ihrer darstellenden Kraft wie in der angst-

Humoristisches.

— Hinausgegeben. „... Soeben lese ich, Fräulein Irma, daß der alte Professor ein ganz junges Mädel geheiratet hat!.. Da sieht man wieder: „Alter schützt vor Torheit nicht!“

„Ach lassen Sie doch das Alter aus dem Spiel! Sie bleiben auch nicht ewig jung — denn: Torheit schützt vor Alter nicht!“

— Peyerl in Verlegenheit. „Warum heulst Du denn so, dummer Junge?“

„Mich friert's in d' Händ'!“
„So steh' sie halt in die Taschen!“

„Ich kann nicht! Da hab' ich lauter Schneeball'n drinn'!“ —

— Auf der Alm. „Vater, wieviel soll denn der Fremde für sein Krügel Milch zahlen?“

„Verlang' halt drei Mark — „auf der Alm gib't's loan' Sünd'!“ — („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Vom Verlag Josef Scholz in Mainz sind uns zugegangen: „Das deutsche Bilderbuch“. Fünf Bücher zu je 1 M. — Enthält die Märchen Dornröschen, Marienkind, Nischenputtel, Rotkäppchen und Hänsel und Gretel. Die Bücher sind von Julius Diez, Heinrich Lesler und Josef Urban, Adolf Münzer, Arpad Schmidhammer, Richard Scholz illustriert. — „Das deutsche Malbuch“. Fünf Hefte a 40 Pf. — Enthält Bilder zu deutschen Märchen, Landschaften usw. Jedes Bild erscheint zweimal; einmal bunt, dann in schwarz-weiß und getönt. Die Zeichnungen soll das Kind ausmalen. Die Landschafts-Vorlagen stammen von Hans Thoma. —

o. Zolas Geburtshaus soll angekauft und zu einem Zola-Museum umgewandelt werden. —

— Das österreichische Unterrichtsministerium plant die Herausgabe eines Allgemeinen österreichischen Volks-Liederschatzes, der die Volkslieder aller österreichischen Nationen vereinen soll. —

— Bernhard Schaw's Schauspiel „Gelden“ wird die nächste Neuheit des Deutschen Theaters sein. —

— „Dr' b'rbotte Fahne“, Komödie in drei Aufzügen von Gustav Stoskopf, hatte im Elsässischen Theater zu Straßburg einen durchschlagenden Erfolg. —

— h. Ein Kindertheater ist in New York von der „Educational Alliance“ begründet worden. Schauspieler, Schauspielerinnen, Regisseure, Kontrolleure, Garderobenaufseher und Logenschließerinnen sind Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren. Das Theater faßt 700 Plätze, der Eintrittspreis beträgt 1 M. Die Aufführungen finden am Sonntag von 4 bis 6 Uhr nachmittags statt. —

— Die in dem Sonzogno'schen Opernwettbewerb preisgekrönten einaktigen Opern „La Cabrera“ von Dupont und „Manuel Menendez“ von Filiasi erlebten dieser Tage im Stadttheater zu Zürich ihre erste Aufführung in deutscher Sprache. Beide hatten Erfolg. —

— Zu Erlangung eines künstlerischen Platates, das in wirksamer Weise ihre Bestrebungen veranschaulichen soll, schreibt die „Deutsche Gesellschaft für Volksbäder“ einen Wettbewerb unter den Künstlern deutscher Reichsangehörigkeit aus. Preise: 1000, 600 und 400 Mark. —

— Die diesjährige Gartenbau- und internationale Kunstausstellung in Düsseldorf hat einen Ueber-schuh von 200 000 M. ergeben. —

— Im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums wird heute die Sonder-Ausstellung „Die Kunst im neueren Buchdruck“ eröffnet. —